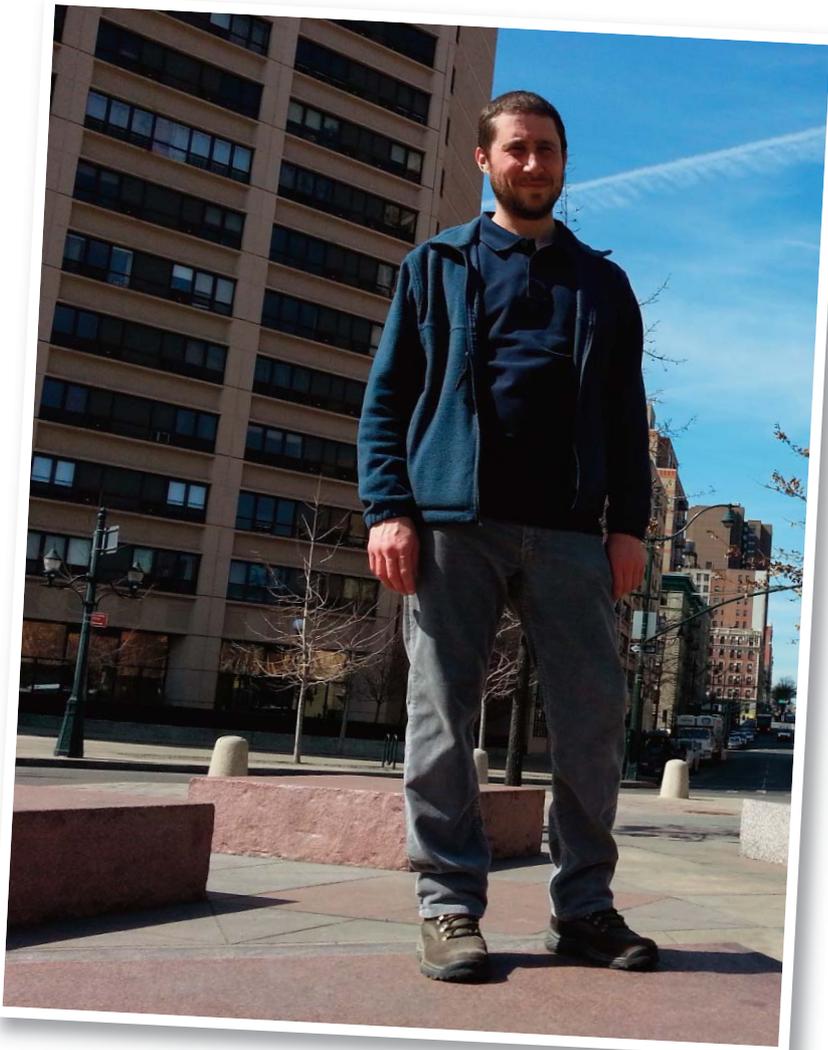
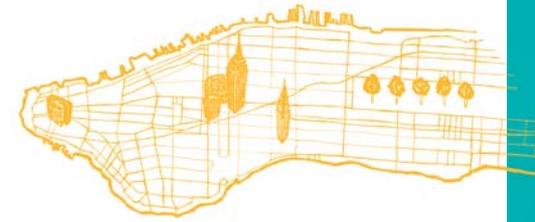


TEXT ANNETTE LEYSSNER

Einfach gehen



Jeder Schritt ein Abenteuer: Matthew Green gab seinen Job auf, um alle Straßen von New York City abzulaufen. Sehenswürdigkeiten interessieren ihn dabei nicht – er sucht die Schönheit des Augenblicks



Sammle ich Spenden für irgendwas? Hatte ich einen Burnout? Will ich eine Frau vergessen oder ein Buch schreiben? Meine Antwort: Ich mach es ... einfach nur so. Daher der Name meines Blogs: »I'm just walkin'«. Matthew Green wirkt defensiv, zu vertraut ist er mit immer den gleichen Fragen, die ihm Erklärungen für seinen Lebensstil in den Mund legen wollen. Der ist seit 2011 der eines »Vagabunden«, wie er sagt. Matthew Green ist 33, er wirkt keinesfalls zerlumpt in seiner Multifunktionsjacke, nichts mit wilder Mähne oder Bartwuchs. Man könnte sich vorstellen, dass er gradewegs aus dem Büro seines ehemaligen Arbeitgebers, einem Ingenieurbüro kommt. Green ist ein Durchschnittstyp, jemand, an dem man vorbeigeht, ohne dass er im Gedächtnis bleibt. Dabei ist sein Werdegang alles andere als normal: Ein Mann Anfang 30 gibt seine sichere Stelle auf, um sämtliche Straßen von New York City abzugehen. 12.000 Kilometer. Seine Wohnung hat er gekündigt, er schläft auf der Couch von Freunden oder bei Leuten, die einen House- oder Catsitter suchen.

»Es bringt mir etwas, das muss sonst keiner verstehen. Jeden Tag gehe ich ein bisschen weiter. Das ist alles. Ich will New York genießen; alles sehen, riechen, anfassen können. Das geht nur zu Fuß«, erzählt Green. Er lebt von seinen Ersparnissen, nicht mehr als 15 Dollar pro Tag will er ausgeben. Über sein Blog sammelt er Spenden: »5 Dollar für ein Sandwich« lautet ein Vorschlag. Einige hundert Dollar seien auf diesem Wege zusammengekommen, sagt er. »Manche schreiben auch: »Du Penner, geh gefälligst arbeiten.« Das ist auch okay!« Vielleicht seien einige seiner Kritiker nur neidisch: »Träumt nicht jeder ab und an von einem einfachen Leben?«

Gelegentlich arbeitet Green für das Schulsystem, zeigt Grundschulern ihre Gegend.

»Ich stelle ihnen Aufgaben: Wie viele Verbotsschilder könnt ihr sehen? Und wie viele Tiere?« Die Arbeit gefällt ihm. »Kleine Kinder nehmen Details in ihrer Umgebung noch wahr. Die sehen den kleinen Käfer vor einer Statue und finden den mindestens genauso wichtig.« Dieses Denken ist ihm vertraut.

Green geht systematisch vor. Die tägliche Route sowie Stichworte zu seinen Beobachtungen trägt er in einen Notizblock ein. Abends markiert er die Strecke auf seinem Smartphone. Und wenn er nicht gewissenhaft eine Straße rot markieren kann, bringt ihn das aus dem Konzept. Heute bewegen wir uns in Harlem. Hier hat er noch Straßen abzugehen. Allerdings hat er die Rechnung ohne die Columbia University gemacht. Die hat nämlich ein riesiges Areal aufgekauft: Die Blocks von der 125th bis zur 133rd Street zwi-

»Ich will New York genießen; alles sehen, riechen, anfassen können. Das geht nur zu Fuß«

schen Broadway und 12th Avenue sollen umgewandelt werden – vom Industriegebiet in ein akademisches Zentrum. Durch die Gucklöcher für Passanten am Bauzaun sind eine Sandwüste und Stapel von Metallträgern zu sehen. Green ärgert sich: »Hätte ich das gewusst! Dann wäre ich die Straßen hier gleich 2011 abgelaufen, bevor sie angefangen haben mit der Baustelle.« Es fällt ihm schwer weiterzugehen. »Da muss ich mich wohl nachts auf das Gelände schleichen und es ablaufen«, sagt er. Man weiß nicht genau, ob das ein Scherz ist.

Auch wenn niemand ihn kontrolliert – Green nimmt seine Mission ernst. Sein Schrittempo ist zackig, mindestens zwölf Kilometer sind sein tägliches Pensum. Er isst im Gehen.

Brote oder Obst. Eine Einladung zum Mittagessen nimmt er nicht an, da er sonst sein selbst gesetztes Ziel nicht schaffen würde. Die Gegenden, die er durchwandert, recherchiert er nicht im Voraus. »So ist alles, was ich sehe, ein Bonus. Ich kann nicht denken: noch zwei Blocks, dann gibt es wieder etwas Sehenswertes. Meine Wahrnehmung konzentriert sich auf die unmittelbare Umgebung. Ich bin da, wo ich jetzt grad bin – und nicht ›auf dem

»In den 794 Tagen, die ich durch New York gewandert bin, wurde ich nie bedroht«

Weg zu so und so. Manche Tage bin ich in Industriegegenden unterwegs. Aber dann sehe ich den Himmel – mein Gott, spektakulär. Ich frage mich: Wie viele von den Menschen, die an diesem Tag die gleiche Straße entlanggegangen sind, haben das wahrgenommen? Es gibt viele solcher unerwarteter Momente der Schönheit.« Blumen, historische Gullydeckel ... alles hat für Green Potenzial. Das war nicht immer so.

»Was ich früher gemacht habe, und was wohl die meisten machen, ist: mir ein Ziel auszusuchen, einen Reiseführer kaufen und lesen, was ich mir ansehen soll. Aber darin liegt eine Gefahr: Wir werden blind für all das, was zwischen diesen anerkannten Höhepunkten liegt. Wenn du jemanden fragst, wie sein Urlaub war, dann sagt er oft so was wie: ›Oh, wunderschön. Aber du kannst dir nicht vorstellen, was passierte, als ...‹ Die besten Erinnerungen sind oft unerwartete Erlebnisse: Ein kauziger Einheimischer, mit dem man ins Gespräch gekommen ist, eine Panne, die mit Improvisationstalent gelöst wurde – das sind einmalige Erfahrungen, die uns das Gefühl geben, eine persönliche Beziehung zu einem Ort zu haben. Solch ein Gefühl gibt es nicht, klappert man die gleichen Sehenswürdigkeiten ab wie Millionen Touristen zuvor.« Gänzlich uninteressiert an der geschichtlichen Bedeutung seiner Beobachtungen ist Green

dabei keinesfalls. Von Dingen, die sein Interesse wecken, macht er Fotos und liest dann abends darüber nach. Zum Beispiel auf den Seiten der New York Landmark Preservation Foundation.

Green hat durch sein Gehen durch die Stadt ein besonderes Gespür für Nachbarschaften entwickelt; auf der Basis kleiner Beobachtungen erschließt sich zum Beispiel, welche ethnischen Gruppen hier leben: »Italiener: massig amerikanische Flaggen am Haus, Statuen der Jungfrau Maria im Vorgarten und in Plastik eingewickelte Feigenbäume – um sie im Herbst und Winter vor der Kälte zu schützen.« Dass er in einer muslimischen Gegend ist, merkt er, wenn etwa auf einem Banner an einer Schule mit dem Motto »Bildung für das Leben und das Jenseits« geworben wird. Die Al-Noor Schule in Brooklyn unterrichtet Jungen und Mädchen getrennt, bietet Religionsunterricht an – ermutigt aber auch alle Schüler, eine höhere Bildung anzustreben. Ladenschilder und Werbetafeln sagen ebenfalls viel aus über einen Kiez. Wer zu Fuß unterwegs sei, sehe eine Menge Zeichen dafür, dass eine Nachbarschaft sich wandelt. So hängen an der Grenze zwischen Bushwick und Williamsburg Zettel an den Bäumen, die für Französischunterricht, Yoga und vegetarische Restaurants werben. Allerdings sei ein anderes Schild in dem Kiez weitaus häufiger zu sehen, sagt Green. »Scheidung – 99 Dollar« wird darauf in Englisch und Spanisch angepriesen.

Gegenden, die man auch tagsüber meiden sollte, gebe es in New York nicht mehr, sagt Green. Im Vergleich zu den frühen 1990er Jahren sank die Zahl der Morde von 2000 jährlich auf etwa 500. Von Gentrifizierung sind einige Viertel dennoch weit entfernt. »Neulich, als ich in Bushwick rumlaufe, da sehe ich einen jungen Mann. ›Every Damn Day – Just Do It, lautete der Slogan auf seinem T-Shirt. Das ist typisch für den mühsamen Alltag in dieser Gegend – du musst einfach jeden Tag aufstehen, durchhalten, weitermachen«, sagt Green.

An der Kreuzung Lexington und 125th Street sieht man Flaschensammler, die ihre Funde zum Recycling Center bringen. Einige führen intensive Gespräche mit sich selbst. »Diese Ecke zieht Straßenprediger an«, erzählt Green. »Einmal ging ich vorbei, als ein Straßenprediger spontan seine Predigt änderte, weil ein Müllwagen neben ihm hielt. Er erzählte allen Umstehenden, dass ihre Seelen Müll seien und dringend recycelt werden müssten. Oder der Typ mit vier Pitbulls und einer Boa um den Hals, der alle Passanten ermunterte, seine Tiere zu streicheln. Und wer ablehnte, den hat er ermahnt: ›Jetzt bist du kein netter New Yorker.« Green fühlt sich durch solche Begegnungen bereichert.

»In den 794 Tagen, die ich durch New York gewandert bin, wurde ich nie bedroht. Vielleicht halten uns unsere Erwartungen, wie schlecht andere Menschen sind, davon ab, uns in Situationen zu begeben, in denen wir herausfinden, wie sie wirklich sind. Wie eingeschränkt ich früher war, was die Menschen angeht, mit denen ich mich umgeben habe. Ich habe viele Jahre in New York gelebt. Dass man täglich mit Menschen mit unterschiedlichen sozialen und kulturellen Hintergründen in Kontakt ist, sollte dazu führen, dass ich diese Menschen besser verstehe, oder?« Was ihm während seiner Spaziergänge klar wurde, ist, dass New York den gegenteiligen Effekt auf ihn hatte. »In New York City gibt es so viele unterschiedliche Typen, aber auch total viele, die mir sehr ähnlich sind. Und es ist nur na-

türlich, dass du dich zu diesen Menschen hingezogen fühlst. Aber wenn du nur noch Zeit mit solchen Menschen verbringst, dann verpasst du etwas: den Umgang mit Menschen, mit denen du von Hause aus nicht viel gemeinsam hast. Leute, deren Werte und Verhalten vielleicht eine Herausforderung für dich sind. Ich habe mehrmals erlebt, dass Leute sehr freundlich zu mir waren, die gänzlich andere politische Ansichten hatten als ich. Und das hat mir gezeigt, wie wenig ich von der Welt weiß.« Greens nächste Begegnung scheint das zu illustrieren. Auf der W 107th Street am Central Park parkt ein Auto – jeder Millimeter ist mit Glitzersteinen und aufgeklebten Figürchen bedeckt. Nicht nur Green ist fasziniert, zu ihm gesellt sich Jermaine aus Harlem. »Mann, mit dem Ding kann man sicher höchstens 50 fahren, sonst fliegt die ganze Deko doch ab«, meint er. Und schon entspinnt sich ein Gespräch zwischen Green und dem jungen Arbeitslosen, sie entdecken eine gemeinsame Leidenschaft für Fahrräder, bei denen man liegend in die Pedalen tritt.

Was will er aber machen in dem Moment, der irgendwann Anfang 2015 kommen wird, wenn ein dichtes Netz roter Linien auf seiner Smartphone App anzeigt: Alle Straßen sind erforscht? »Dann – setz ich mich 'ne Weile hin und trinke erst mal ein Bier«, sagt Green. ■

Mindestens zwölf Kilometer täglich geht Green. Abends markiert er die absolvierte Strecke auf seinem Smartphone

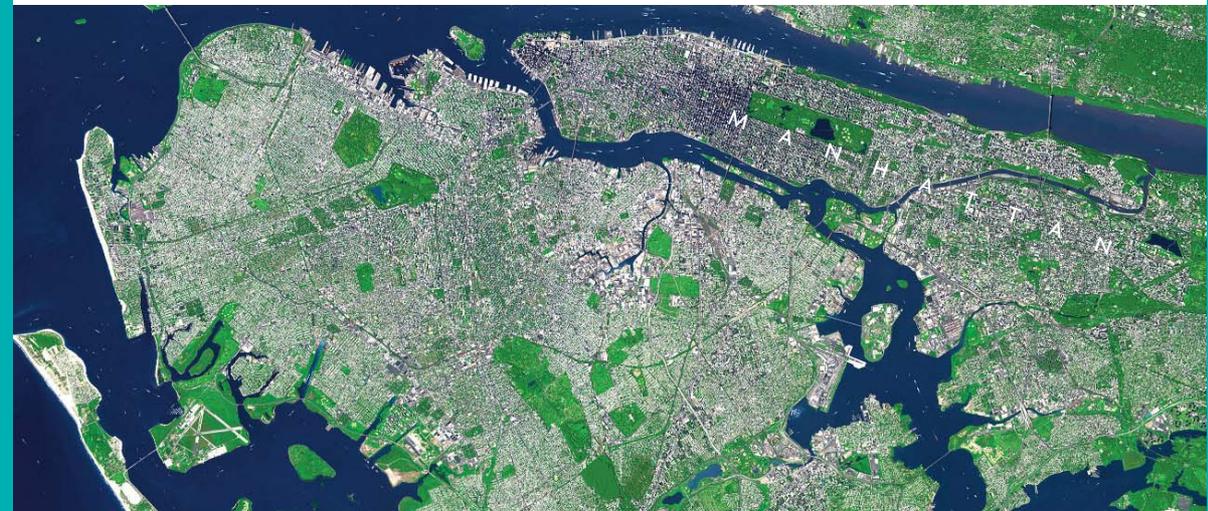


FOTO: WIKIPEDIA